



Der Gustavvetter und die türkischen Leghühner

Von Gertrud Knopp-Rüb, Kobadin

In Bessarabien waren seit jeher mehr Mißernten gezählt worden als in der Dobrudscha. Wenn dann die Bessarabier in Not waren, suchten sie Hilfe bei ihren Stammesgenossen in der Dobrudscha, oder sie wanderten gleich nach dorthin aus. Manchmal kamen sie auch auf Besuch herüber. So herrschte zwischen beiden Siedlungsgebieten ein reger Verkehr.

Im folgenden sei in diesem Zusammenhang von zwei ganz Schlaunen die Rede, die sich aus einem der Dörfer in Bessarabien aufmachten, um bei ihren Landsleuten in der Dobrudscha ein Geschäft zu machen.

Als der Sommer 1935 zu Ende ging, und der Gustavvetter feststellen mußte, daß die Ernte überaus schlecht gewesen war und kaum über den Winter reichen würde, geschweige denn, daß noch an einen Verkauf gedacht werden konnte, entschloß er sich kurzerhand, die schwarzbraune Stute zu verkaufen, die wohl ein prächtiges Tier war, ihn aber des öfteren schon durch ihr gefährliches Scheusein in den Straßengraben geworfen hatte.

Er wandte sich an seinen Nachbarn, den Krämer-Hannes, und nach langem Hin und Her entschlossen sie sich, den weiten Weg in die glücklichere Dobrudscha und dort womöglich ihr Vorhaben an den Mann zu bringen. Denn auch der Hannes hatte allerlei Sorgen, bei dieser Gelegenheit wollte er seinen alten Schimmel, der zu kaum noch was taugte, loswerden.

Als sie ihren Frauen von ihrem Vorhaben erzählten, wollten diese nicht einwilligen. Die Wege seien aufgeweicht, und der Winter könne über Nacht eintreten. Es sei auf jeden Fall ein großes Wagnis und in diesen teuren Zeiten sehr zu überlegen.

Doch was sich der Gustavvetter einmal in den Kopf gesetzt hatte, wurde auch durchgeführt. „Die Weiber müssen halt immer dagegen sein“, brummte er, als ihm seine Liesbeth stundenlang warnende Ratschläge erteilte. Aber es half alles nichts. Eines Morgens im Oktober brachen die beiden „Pferdehändler“ mit Roß und Wagen auf. Die Sonne schien wie im Mai und versprach noch eine Reihe schöner Tage. Doch selbst der Sonne Schein kann trügen. Ehe der Abend kam, fing es an zu regnen. Erst war es ein feines Nieseln, das aber langsam in dichten Landregen überging. Das Stimmungsbarometer sank jedoch bei den beiden nicht gleich. Der Regen konnte ja noch einmal aufhören.

Die erste Nacht verbrachten sie in der Dorfschenke eines Bulgaren, der ihnen in einer Ecke eifrigst eine Schlafstelle richten wollte. Doch die beiden wehrten ab: Im Stall sei es warm, und sie müßten wohl noch oft bei den Pferden schlafen, bis sie ihr Ziel erreicht hätten. In Wirklichkeit aber dachten sie an ihren Geldbeutel, der schon am nächsten Tag schmaler werden sollte.

Fünf Tage waren sie unterwegs gewesen, als sie ziemlich kleinlaut die deutsche Ortschaft Kobadin in der Dobrudscha erreicht hatten. Dem Krämer-Hannes sein Schimmel war unterwegs krepirt. „Des war schon emmer so an Vareckling on

wär a drhoim druffganga“, tröstete ihn der Gustavvetter und versuchte aus der anfänglich so wichtigen Geschäftsreise einen unaufschiebbaren Besuch zu machen.

„Fufzeh Jahr ben i scho verheirat on fufzeh Jahr ben i nirgends gwea, do wer i mr doch au a Reis erlaubta dürfa, sie isch jo billich gnug.“

Das sah auch der Hannes ein und gab sich mit seinem Schicksal zufrieden.

„Ob ons dr alte Hannemann noch kennt, der einscht amol aus onsrem Tal auswandert isch?“

„On mir“, ereiferte sich der Gustavvetter, „ischr heit noch 50 Lei schuldig, für seine letschte Steira. Er soll a reicher Ma wora soi, do kann i ruich z’Bsuch komma.“

Der alte Hannemann freute sich wirklich über die unerwarteten Gäste und ließ auftragen, was die Küche an Gutem zu bieten hatte. Auch der neue Wein wurde probiert, dabei gab es viel zu fragen und zu erzählen. Dem Gustavvetter wurde immer wohler, und als das Gespräch auf das blühende Geschäftstreiben in Kobadin kam, brachte er auch die Sache mit der Stute vor, die er zu verkaufen gedенke.

„S’isch mer jo leid om des scheene Tier, net oft werret Ihr a sottichs seha ken-na“, meinte er geschäftstüchtig.

Der Gastgeber versprach, sich das Pferd am nächsten Tag anzusehen, heute wäre es schon zu spät, sie würden ja sicher noch eine Weile hier bleiben, was sie dann auch umständlich bejahten.

„Was verlangscht denn drfir?“ „Schätzt morga selbr“, erwiderte der Gustavvetter, der sich noch nicht ganz im klaren war, wie hoch er die Verkaufssumme schrauben könne. Beinahe hätte es ihm auf der Herfahrt das Leben gekostet, als der Gaul, von kreuzenden Fahrzeugen eingeschüchert, das Weite suchte. Es war höchste Zeit, ihn sich vom Halse zu schaffen.

Am anderen Morgen, noch ehe die beiden aus den Betten waren, ging der alte Hannemann das vielgepriesene Tier zu betrachten. Es gefiel ihm nicht schlecht, und er beschloß es selber zu kaufen. Zuvor aber wollte er doch eine kleine Probefahrt auf die Felder machen.

Als das Dorf hinter ihm lag, und er gerade im Begriff war, voll Freude über den guten Fang umzudrehen, ging jäh ein Zucken durch den sich aufbäumenden Leib des Tieres, und ehe der alte Hannemann recht wußte, was vor sich ging, raste das Pferd mit dem Wagen über Stock und Stein durch die Steppe, als wäre der Teufel hinter ihm her. Er zog an der Leine, schrie und tobte, aber das Tier war nicht mehr zu bändigen. So war es nicht verwunderlich, daß der alte Hannemann auf dem Stoppfeld landete. Als er zur Besinnung kam, sah er in der Ferne den Rauch eines fahrenden Zuges steigen, und nicht weit entfernt Pferd und Wagen vor einem Weingartenzaun stehen.

Zu Hause angekommen, fand er die beiden vergnügt am Frühstückstisch.

„No, wie gfallt Eich moi Pferd, Ihr henns gwiß Eich schon aguckt?“ fragte der Gustavvetter und am Ton seiner Stimme konnte man erkennen, daß er ein unbedingtes Lob erwartete. Doch da irrte er sich in dem alten Vater Hannemann. Mit

geringschätziger Miene saß dieser da und meinte trocken, daß er mit keinem seiner Pferde tauschen würde, was den Gustavvetter aber keinesfalls entmutigen konnte. Alsbald machte er sich daran, vom Krämer-Hannes begleitet, im Dorfe nach einem Käufer Umschau zu halten. Er fand auch kaufkräftige Bauern, die Gefallen an dem schönen Tier hatten, aber diese zogen sich, von Vater Hannemann heimlich aufgeklärt, bald zurück, so kam es, daß der Gustavvetter eine Woche lang ergebnislos umherirrte. Der Wind blies schon scharf aus dem Osten und er mußte an eine baldige Heimreise denken.

Eines Abends, als der Gustavvetter geknickt am Ofen stand, machte ihm der alte Hannemann, der für den Gaul einen guten Makler aus Katschamak an der Hand hatte, ein sonderbares Tauschangebot.

„I han mr die Sach überlegt“, fing er an, „du kannscht doch den weita Weg net omasonscht gmacht han, des tät mr en dr Seel leid, deswega han i mr denkt, i muß dr a bissle helfa. Nur han i des Geld a net so parat liega, on do isch mr dr Gedanka komma, mir könntet doch en kleiner Handel mitanander macha.“

Der Gustavvetter horchte gespannt auf, und so fuhr er alte Hannemann fort:

„Du hascht doch gwiß schon von dene türkische Leghühner ghört, die aus Konstantinopel kommat on fascht jeden Tag a Ei legat, wie wärs, wenn du die bei eich eiführa tätscht?“

„Leghühner? Daß i net lach! Glaubt Ihr, mir hen onsre Hühner zur Zierde uff em Hof?“

„Des will i net saga, aber als erfahrener Kolonisch müßtescht du wissa, was es heißt a neie Raß eiführa on daß des koi schlechtes Gschäft isch. Aber i will de net zwinga, i han dr nur den Vorschlag gmacht, weil i weiß, daß du jetzt in dr Not bischt, on i helf ema guta Freind emmr wenn i kann.“

Damit stand er auf und machte Anstalten, den Gustavvetter seinem Kummer zu überlassen. Doch da raffte sich dieser aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf, und der alte Hannemann wußte, daß nun die Zeit für den Handel gekommen war. Mit einem Seufzer, der etwa sagen sollte: „Ich tue es ja nur aus Erbarmen“, ließ er sich wieder auf seinem Stuhl nieder.

„Also, was du von dene andre alle für den Gaul verlangt hascht, des kann i dr net geba. Dreitausend Lei on fufzich türkische Leghehner, des isch mei letschtes Wort, on koi Ban meh.“

Dabei ist es wohl auch geblieben, denn am nächsten Morgen zog der Gustavvetter von dannen. Wie der alte Hannemann die türkischen Leghühner so schnell beschaffen konnte, war selbst dem Krämer-Hannes ein Rätsel, den derganze Handel ja wenig anging.

„Sie sehn a net anderscht aus wie onsre Hehner“ meinte er zum Gustavvetter, als sie am Morgen den mit zwei langen Käfigen beladenen Wagen vorfanden. (Es

waren in Wirklichkeit auch gewöhnliche Dobrudschahühner, denen der alte Hanemann des teuren Geldes wegen einen fremdklingenden Namen zugelegt hatte). Dieser schob nun noch einen Sack mit Futter auf den Wagen und wünschte beiden eine gute Heimkehr.

Diese Heimkehr aber muß gut gewesen sein, und die neue Hühnerrasse hat sich allem Anschein nach recht gut vermehrt, denn als nach über zehn Jahren, im Jahre 1945, eine bessarabische Bäuerin ihren einstigen Besitz auf einem Fragebogen des Hilfswerkes in Stuttgart anmeldete, war am Schluß, in steiler Handschrift geschrieben, zu lesen „.... on siebzich türkische Legehühner!“